

Beilage

Westwälder Zeitung.

Nützliches Kreisblatt für den
Oberwesterwaldkreis.

Verlag von
Carl Ebner,
Marienberg.

Landwirtschaftliche Mitteilungen.

Halt' am Glauben fest und fest an der frommen
Gestimmung, denn sie machet im Glück verständig und
sicher, im Unglück reicht sie den schönsten Trost und
belebt die herrlichste Hoffnung.

Goethe.

Anbau der Mohrrüben und Karotten.

von Emil Gienapp - Hamburg.

Unter allen Wurzelgewüsen nehmen die
gelb, teils rotfleischigen Mohrrüben und
auch Möhren und gelbe Rüben
die erste Stelle unter den volkrei-
chen Kuchengewüsen ein. Sie sind in allen
Anführungen gleich beliebt und hier als
Küche- und Hausmannsgerichte vielseitig
benutzt. Man kann sie roh essen, kochen, ein-
machen und für sich allein oder mit anderen
Gemüsen (Quitten, Kürbis, Apfelsinen, Birnen,
Kartoffeln) zu schmackhaften, gesundheitlich
wertvollen und im Verbräuche außerordent-
lich nützlichen Marmeladen verarbeiten. In
dieser Genußform sind sie während
des Winters das förderliche Wohlbefinden außer-
ordentlich beförderlich. Kein anderes Gemüse
ist so früh und so spät zu haben und ist wirtschaft-
lich billiger als die Mohrrüben und Karotten,
bei sachgemäßer Wintervorratsnahme und
zu richtigen Zeiten gemachte Aussaaten
kann man es zu jeder Jahreszeit zu ent-
decken. Und dabei ist ihr garten- und feld-
wirtschaftlicher Anbau ebenso einfach als lohn-
end, sie übertreffen hierin sogar noch die
Kartoffeln. Sie gedeihen überall da, wo über-
haupt ein Gemüsebau möglich ist, allerdings
in kalten Plätzen um so besser, wo ihnen eine
sonnige Lage und ein tiefer, lockerer
Boden, mehr trockener als nasser,
reicher, wärmer Boden gegeben werden
kann. In schlecht bearbeiteten, nahrungs-
armen Böden bleiben die Wurzeln klein und
schwach und werden auch in der Form
nicht entfaltend. Ebenso ist ihnen frischer,
lockerer Boden nachteilig; denn einerseits
verhindert frischer Dünger den aromatischen
Geschmack (insbesondere bei Schweine- und
Viehfrüchten) und andererseits haben die
Wurzeln infolge des Fäulnisprozesses des
Düngers viel unter Mückenfraß zu leiden. Am
besten und ratsamsten ist ihr Anbau in
einer Fruchtfolge auf vorjährigem Boden
oder Kultur. Zur Unterstützung der an-
geordneten Wurzeln gibt man der
Pflanzung vorteilhaft eine schnellwirkende
Pflanzung unmittelbar vor der Aus-
saat. Diese besteht am wirksamsten aus 40 Gr.
Superphosphat und aus 50 Gramm 40 pro-
zentigen Kalisalz für das Quadratmeter.
Man kann Chilisalpeter oder anderen Stickstoff-
dünger (Knochenmehl, Guano) zur Verfügung,
wenn man hiervon noch eine Kopfbildung

von 25 Gramm pro Quadratmeter, sobald
das Wurzelkraut etwa 15 Zentimeter lang
gewachsen ist. Im übrigen ist aber auch das
gute Gedeihen der Wurzeln erheblich von
den herrschenden Witterungsverhältnissen und
von manchen unerklärlichen kulturellen Neben-
wirkungen und Bodenbeschaffenheiten ab-
hängig, so daß sie stellenweise trotz aller Mühe
und Sorgfalt nicht wachsen wollen, ohne daß
aber hierfür eine plausible Begründung zu
finden wäre. — In der Formgestaltung sind
die Möhren sehr verschiedener Art; von der
kleinen, fast kugelförmigen Pariser Karotte,
die wegen ihres feinswürzigen Geschmacks
und zarten Fleisches insbesondere für Kon-
servenzwecke beliebt ist, bis zur langen, pfahl-
wurzigen Rübe sind alle Formen und Größen
darunter vertreten. Für Treibzwecke in Mist-
beeten und zu Frühansaaten im Freien eignen
sich am besten die kurzwurzigen Karotten,
wie beispielsweise „Pariser Markt“ und „Ham-
burger Markt“, da diese naturgemäß eine
kürzere Zeit zu ihrer Entwicklung brauchen
und daher auch um Wochen früher erntereif
sind wie die langwurzigen, und namentlich
für die Winterküche in Betracht kommenden
Sorten. Für den Sommerbedarf haben sich
die halblangen, stumpfzylindrisch geformten
Sorten „Nantaise“ und „Bardowiker“ gut
bewährt. Für den späteren Herbstbedarf und
zum Zwecke der winterlichen Vorratsnahme
sind die Sorten „Braunschweiger, lange rote“
und „Ottersberger, gelbe stumpfe“, sowie die
grünköpfige „Altringham“, mit besonders lan-
gen und dicken Wurzeln, die beliebtesten und
im Klein- und Großanbau gleich einträglich.
— Im hausgärtnerischen Kleingartenbau wird
es vollauf genügen, je eine der genannten
Sorten auszusäen, um das ganze Jahr hin-
durch gelbe Wurzeln in anschließender Folge
zur Verfügung zu haben. Wo aber in der
feineren Küche ausschließlich nur die süßstoff-
reichen und im Geschmack feineren Karotten
verlangt werden, da müssen, um das ganze
Jahr hindurch damit versorgt zu sein, vom
Februar ab in 4–6 wöchigen Zwischenräumen
bis zum September immer neue Aussaaten
gemacht werden. Die letzte Aussaat ist für
den Winterverbrauch bestimmt. Die Karotten
bleiben zu diesem Zwecke am besten an Ort
und Stelle unter einer Schutzbede aus Laub,
Torfmull, kurzem Dünger u. ä. Material
stehen. Sie bleiben hier erfahrungsgemäß
von besserem Geschmack, als wenn sie in Mieten
oder im Keller überwintert werden. Dasselbe
gilt auch von den Mohrrüben. Ein Teil davon

muß im Herbst aber doch aus dem Boden ge-
nommen und im frostfreien Einschlag auf-
bewahrt werden, um auch bei Frostwetter
einen Küchenvorrat davon zur Hand zu haben.

Im übrigen gehören alle Möhren zu den
jenigen Gemüsen, die nur schwer und langsam
keimen und schon aus diesem Grunde allein
recht frühzeitig ausgesät werden müssen, zu-
mal auch die jungen Pflänzlinge gegen Frost-
einwirkungen ziemlich widerstandsfähig sind.
In geschützter Lage und auf warmen, trockenen
Bodenarten kann auch schon im Herbst aus-
gesät werden, sonst im Februar-März, sobald
die Witterungsverhältnisse Aussaatarbeiten ge-
statten. Um im Frühjahr und auch bei späteren
Aussaaten die Keimung zu beschleunigen, ist
es vorteilhaft, den Samen etwa 14 Tage vor
der Aussaat mit trockenem Sand, Asche, Säge-
spänen zu vermischen und die Mischung gleich-
mäßig feucht zu halten, bis zu dem Zeitpunkt,
wo der Keimungsprozeß eintritt. Vor der
Entwicklung der Keimung muß aber die Aus-
saat erfolgen, da zu weit vorgeschrittene Keime
der Gefahr ausgesetzt sind, beim Einsäen ab-
zusterben. Ein anderes Verfahren ist, den
Samen 24 Stunden vor der Aussaat in war-
mes Wasser zu legen, damit er aufquillt. Beim
Säen wird er dann tüchtig in trockener Erde
vermengt, da sich andernfalls die mit kleinen
Widerhaken versehenen Samenkörner in-
und aneinander festhängen und eine ordent-
liche Verteilung verhindern. Ob die Aussaat
in Reihen oder breitwürfig erfolgt, ist für den
Kulturserfolg selbst von nebensächlicher Be-
deutung. Notwendig ist dagegen, nicht zu
dicht und nur ganz flach zu säen und den Samen
leicht festzuklopfen. Aber selbst bei der dünnsten
Aussaate wird es erforderlich sein, ein Ver-
ziehen bzw. Auslichten der Sämlinge vor-
zunehmen, und zwar in der Weise, daß die
kleinwurzigen Karotten etwa 4–5 Zenti-
meter und die großwurzigen Möhren 6 bis
10 Zentimeter gegenseitigen Abstand haben.
Für diese Arbeit ist praktischer Weise ein reg-
nerischer Tag zu wählen; kann man einen
solchen nicht abpassen, muß sofort nach Be-
endigung der Arbeit gründlich mit der Brause be-
gossen werden, damit die etwa neben und zwi-
schen den stehengebliebenen Pflänzlingen ent-
standenen Lücken wieder mit Erde vollge-
schlämmt werden, da die Pflänzlinge sonst
vertrocknen würden. Auch späterhin, wenn
man anfängt, die kräftigsten Wurzeln zum
Verbräuche herauszuziehen, muß immer gleich
gegossen werden, um ein Stodigwerden der
verbleibenden Wurzeln zu verhindern. Zu

Jahrgang 1917.

dieser Beziehung wird leider viel zu nachlässig verfahren und dadurch der Ernteertrag und die gute Beschaffenheit der Wurzeln stark beeinträchtigt, ganz abgesehen davon, daß ein häufiges Begießen auch die sogenannte rote Spinne, die sich häufig in Wurzelkulturen einfindet, fernhält. — Unter normalen Verhältnissen muß der Ertrag eines Wurzelbeetes auf 1 Quadratmeter 12–15 Pfund Karotten bezw. Möhren oder 8–10 Pfund Karotten erbringen. Im selbstmäßigen Großanbau rechnet man auf 1 Hektar (10 000 Quadratmeter) von der Rantaise Karotte 1000 Zentner, von der kleineren Pariser Karotte rund 800 Ztr.; die langwurzeligen Möhren gehen über diesen Ertrag aber ganz erheblich hinaus. — Wie die Pflänzlinge, so sind auch die Wurzeln selbst gegen Fröste ziemlich widerstandsfähig. Sie können deshalb unter Umständen den ganzen Winter über, wie schon vorher gesagt, unter einer Schutzdecke aus Laub, Tannennadeln usw. auf ihrem Standplatz verbleiben, nachdem man vorher alles Kraut entfernt hat. Bei offenem Wetter nimmt man dann immer so viel heraus, als man für die nächste Zeit gebraucht und schlägt diese im Keller in Sand oder Erde schichtweise ein. Dieses Verfahren hat den großen Vorteil, daß man den gefährdeten Kellergeschmack, den die Wurzeln erfahrungsgemäß bei längerer Winterlagerung darin annehmen, abwendet und somit einen besseren Preis für die Wurzeln erzielt. Wo die Sache im Großanbau zu umständlich ist, werden die Wurzeln im Herbst durch Ausgraben geerntet und in einer frostfrei angelegten Grube oder Riete durchwintert. Auch für den hauswirtschaftlichen Eigenverbrauch ist dieses Verfahren anwendbar. — Bemerkenswert sei schließlich noch, daß im Herbst gemachte Aussaaten auch frühzeitig verbraucht werden müssen, da diese Wurzeln das Bestreben zeigen, späterhin in Saat zu schießen, wodurch sie stöckig und für den speisewirtschaftlichen Verbrauch wertlos werden.

Rindviehzucht.

Ochsen und Kühe als Zugtiere. Es ist eine allgemein bekannte Tatsache, daß die Arbeit der Ochsen eine billigere ist, als diejenige von Pferden. Allerdings sind Pferde bei einer Reihe von Arbeiten, bei denen es auf größere Schnelligkeit ankommt, oder wo es sich um umfangreiche Transporte auf harten oder schlechten Straßen handelt, leistungsfähiger als Ochsen. Bei anderen Arbeiten wird ein Ochsengepann die Leistungsfähigkeit eines Pferdegepannes entweder ganz oder zum Teil erreichen, in gewissen Fällen dieselbe sogar noch übertreffen. Jedenfalls verwendet man im Großbetriebe meistens und mit Recht neben den Pferden auch Ochsen zum Zuge. Letztere werden um so leistungsfähiger sein, in je mehr Tagen im Jahre man sie benutzen kann, ferner je weilder das Gelände ist, weil in diesem Falle die Pferde ihre größere Schnelligkeit weniger entwickeln können. Zweifellos gibt es eine ganze Reihe von Gegenden in Deutschland, in denen mit den Pferden ein gewisser Luxus getrieben wird. Es sind eine Reihe von Wirtschaften vorhanden, welche vermöge ihres kleinen Umfanges nicht in der Lage sind, die Leistungsfähigkeit der Pferde voll auszunutzen. Unter solchen Umständen liefern die letzteren eine ganz besonders teure Arbeit, und die Rentabilität einer solch häuerlichen Wirtschaft mäßigen Umfanges würde nicht unwesentlich gehoben werden, wenn man anstatt des Pferdes das Rind zum Zuge benutzen wollte. In Wirtschaften, welche noch nicht zu den ganz kleinen gehören, hält man dann Ochsen zur Arbeit. Bis zu einer gewissen Größe mag das richtig sein, allein, der Ochse kann, wenn man von seiner endlichen Verwertung als Fleischträger absieht, seine Haltungskosten nur durch seine Arbeit bezahlen. Soll dies in dem erforderlichen Umfange geschehen, so muß ein nicht zu kleines Maß von Arbeit vorhanden sein. Das ist nicht immer der Fall, und in den kleinsten Wirtschaften trifft

es sicherlich nicht zu. Hier würde man weit besser fahren, wenn man auf die Ochsenhaltung verzichtet und die vorhandenen Kühe gleichzeitig zur Arbeit mit verwenden wollte. So ist die Kuh also zunächst das Zugtier der kleinsten Wirtschaften. Dies wird auch in eingehender Weise durch die Statistik belegt. Im allgemeinen wird es richtig sein, daß der Großbetrieb von den Kühen als Zugtier nur einen beschränkten Gebrauch macht, hier will man von den Tieren andere Produktionszwecke in möglichst vollkommener Weise erreichen. Dagegen kann es doch auch für größere Betriebe empfohlen werden, für gewisse leichte und gelegentliche Arbeiten, namentlich in drängender Zeit — Befestigung und Ernte — die Kühe ausbilsweise zu benutzen, und sei es auch nur, um die Pferde- und Ochsengepanne für die wesentlichen Arbeiten vollständig frei zu bekommen. Man wird auf solche Weise wohl auch in vielen Großbetrieben die Produktionskosten herabsetzen können, vorausgesetzt, daß sich die gehaltenen Schläge überhaupt zur Arbeit eignen.

Schweinezucht.

Erkältung der Schweine. Infolge Erkältung tritt oft eine bössartige Lähmung der Schweine auf. Diese wird durch Einreibung des Rückens und der Lenden mit Terpentinöl gehoben. Ein anderes Mittel, das oft gute Dienste tut, ist folgendes: Das Tier wird tüchtig mit kaltem Brunnenwasser begossen, dann auf eine gute, trockene Streu gebracht und stark mit Stroh bedeckt. Das Verfahren muß öfter wiederholt werden. Dieses einfache Mittel hilft auch bei anderen, namentlich bei fieberhaften Krankheiten der Schweine. Es sollte immer, sobald man wahrnimmt, daß ein Schwein krank ist, sogleich angewendet werden. Wenn die Tiere die Strohbede nicht leiden wollen, so muß man sie an den Beinen fesseln. Gelingt es nach der Anwendung des kalten Wassers, Schweiß hervorzurufen, so ist der Patient gewöhnlich gerettet.

Eingeben von Arznei bei Schweinen. Nehmen die Schweine noch Futter, so lassen sich die Medikamente ungefährlich damit verabfolgen. Ist dies aber nicht der Fall, so muß man zu Eingüssen schreiten, was aber gefährlich ist, weil sich die Schweine leicht verschlucken und der Tod durch Erstickung oder durch Lungenentzündung eintritt. Am besten sind die Eingüsse liegenden Schweinen zu geben, deren Kiefer man etwas nach oben hält. Die Arznei muß langsam einfließen und nur in ganz kleinem und häufig zu unterbrechendem Strahl. Ist das Schwein widerpenftig, so muß es geworfen werden.

Kaninchenzucht.

Anglaninchen im Kriege. Wer Kaninchen als Zugtiere züchtet und billiges Fleisch erzielen will, schaffe sich nicht sogenannte „preisgekrönte Rasjetiere“ an, sondern laufe einige sechs bis acht Monate alte wohlgepflegte und gesunde Häsinnen einer widerstandsfähigen Rasse. Ihre Farbe ist Geschmacksache und völlig gleichgültig. Außerdem setze man sich in den Besitz eines jungen, zuchtfähigen Rammlers, der mindestens ein Jahr alt ist und am zweckmäßigsten zu der belgischen oder flandrischen Rasse gehört. Seine Farbe sei vielleicht grau, sein Gewicht acht bis zehn Pfund; das Tier stamme von Eltern ab, die sich schon an das neue Klima gewöhnt haben. Von Belang ist es, dessen sicher zu sein, daß die Eltern der Züchter nicht blutsverwandtschaft waren; denn Blutsverwandtschaft ist unter allen Umständen ungünstig für die Nachzucht; sie hat stets eine Ausartung im Gefolge.

Geflügelzucht.

Die Bedeutung des Kaltes auf dem Geflügel. Kohlenstauer Kalk ist dem Geflügel, ob groß oder klein, ob Fleisch-, Lege-

oder Zierhuhn, in der Kauer- oder in ein unentbehrlicher Bestandteil im Futter, besonders je mehr Geflügel und demselben Platz gehalten wird, und jungen Tiere verhilft der Kalk zu rascher Entwicklung, da er den Appetit anregt und Verdauung regelt, er gibt ihm vor allem starkes, gesundes Knochengewebe und hält dadurch die Weichschwäche, der Kälte zum Opfer fallen. Die Tierchen zu ihrem Gefieder kohlenstauer kommen sie ihn genügend, so befiedern früher, werden somit früher widerstand gegen die Witterung, und es bleiben in mehr am Leben. Wir bekommen frühhärtete Tiere, da wir sie bei jeder Witterung drauhen lassen können; die künstliche oder Pute kann früher weiterer Diensten. Die Kälte sind früher vertragen. Wir können uns aber auch eher orientieren, welches Geflügel fehlerhaft im Gefiederen wird; wir merken je zeitiger aus, sparen uns damit bei unseren Kälteabnahmen manchen Verdruss. Bei der künstlichen Zucht, besonders bei Herbst- und Winter ist die möglichst zeitige Befiedern die Hauptsache. Wird nun schon auf Befiedern sowohl bei Nutz- als auch bei Geflügel so großer Wert gelegt, so ist die Befiedern wertlos, wenn sie einen Körper mit einem schwachen Knochen bedeckt. Und was für krüppelhaftes wird einem nicht oft mit Stolz gezeigten Zierhuhn fehlt es allen an kohlenstauer, besonders den eingezüchteten. Denn das, was sie da und dort finden, ist bald aus-

Bienenzucht.

Landwirtschaftliche und volkswirtschaftliche Bedeutung der Bienenzucht. Die Bienenzucht ist überall da, wo noch genügend für Bienen vorhanden ist, von großer Bedeutung. Sie macht ohne große Aufwendungen Werte nutzbar, die sonst verloren gehen. Sie wirkt direkt durch den Wert des Honigs und durch guten Trachtgegenden jährlich tausenden Mark verdient. Viel größer ist aber der indirekte Nutzen, den die Bienen durch Fruchtung herbeiführen. Dieser Nutzen ist nicht nur schlecht zahlenmäßig, sondern dürfte sich aber auf Millionen beziffern lassen.

Bienenzucht und Vogelschutz. An Stelle ist schon mehrfach darauf hingewiesen worden, daß es ein Unfug ist, wenn der Züchter sonst nützlichen Vögeln nachsehen den Schutz verweigert, wenn er sie Verdacht hat, auch nur eine Biene schnappen. Die Rheinische Bienenzeitung, die älteste Imker-Zeitschrift Deutschlands, es gleichfalls. Sie führt aus, daß langjährige Studien und Beobachtungen den Bienenbricht haben, daß z. B. alle Vögel, die Nahrung im Flug fangen, keine Biene fangen. Die Schwalben, die bei uns überreifen Imker schon in Verdacht auf Bienen fortzufangen, fangen auch Bienen, sondern nur kleine Fliegen und

Weinbau- und Kellerwirtschaft.

Wurzelreben oder Reiflinge ergibt, wenn man Blindreben im Rebgarten zeln läßt und dann erst zur Pflanzung. Diese Wurzelreben müssen also bereits paar Jahre vor Anlage eines neuen Rebberges geschritten und vorbereitet werden, aber nicht alle Winter Gelegenheit haben, Wurzelreben selbst zu erziehen, so werden vielfach aus Handelskreisläufen bezogene Geschäft, welches jedoch durch das sehr sehr erschwert wird. Die Anlage eines Rebberges mit Wurzelreben hat sich Vorteile doch ist sie auch viel teurer als die Anlage mit Stämmen. Zur Ergänzung unfruchtbarer älterer Rebstöcke im Betriebe aber sind Wurzelreben vorzüglich.

Für die Hausfrau.

Will lecht ein fremder Rat bereit.
Der stille Fleiß, ein froher Sinn,
Bringt unserm Streben stets Gewinn.

Gottes Heimkehr.

Von Franz Lüdke.

Am

Über die Erde, leise nur,
Denen spürbar, ging Gottes Spur.

Seinen König ein frevelndes Land,
Hatten wir Gott verbannt.

— da schlug uns der Schidung Korn.
Nur fiel in das reife Korn,

Und durchschwelte Nacht sank schwer
Über die Gassen und Menschen her.

Nur blieb dir zum Zittern Zeit?
Dich hält ein Trauerkleid,

Durch den Brand, der rings erglomm,
Hörst dein Aufen: „König — komm!“

Durch des Lebens, des Todes Flur,
Spürbar, geht Gottes Spur . . .

Aus dem „Türmer“.

Stadt und Land.

Von A. Berger.

Der dem Kriege erregte die „Landflucht“
Ermüdete Bedenken. Breite Schichten

Landbewohner wurden nach und nach
Unzufriedener mit ihren häuslichen

Verhältnissen und glaubten,
Bedingt in der Stadt besser als daheim

zu kommen. Diese kräftigen, gesunden
Männer vermehnten auch mehr Lohn be-

zahlen zu können, als ihnen gerade ge-
boten wurde. Daneben aber, und das war

der meiste Landflüchtigen der Haupt-
grund zur Überföhlung in die Stadt,

daß sie nicht mehr so bescheiden und an-
nehmlich in bezug auf Unterhaltung und

Ernährung geblieben, sondern suchten nach
anderen, nervenanregenden Vergnün-

gen, die ihnen das Landleben nicht bot.
Sie wanderten alljährlich zahlreiche Per-

sonen vom Lande in die Stadt, und in manchen
Jahren ist infolgedessen ein wirklicher Not-

stand der Arbeitskräften eingetreten. In
dieser Weise, daß die Behörde die größeren

Städte häufig für Wochen vom Schulbesuch
schließen, damit sie schon den Eltern während

der Saat- und Erntezeit zur Hand gehen
könnten. Dies war wohl als vorübergehende

Mittelmaß gut, aber doch auf die Dauer
nicht durchzuführen. Die Knechte und Mägde

ziehen sich auch durch glänzende Ver-
gütung und freie Zeit betreffend nicht

von der Landwirt möchte sehen, wie er fertig
mit ihr Ziel ging ins Weite; die Großstadt

hatte den Krieg, und das Vaterland
war waffenfähigen Mannschaften auf-

zurufen, die sich ohne Not der Pflicht,
und damit Reichsverteidiger zu werden,

entziehen. Es fiel auch keinem ein; im Gegen-
teile, die junge Volk begeistert mit

den Krieg vom Jahre 70, vielleicht auch
von 86 mitgemacht hatten, um, gleich

dem Schwert für Deutschlands Ehre
zu kämpfen. Mancher junge Landmann, dem

Ganz anders aber ist es noch, wenn unsere
Soldaten jetzt häufig in die Lage kommen,
nichts zu haben, womit sie den nagenden
Hunger stillen, den brennenden Durst löschen
können. Außer den ungeheuren Strapazen
der Gewaltmärsche werden derartige Anfor-
derungen an ihre Pfllichttreue, Besonnenheit
und Geistesgegenwart gestellt und ihnen so
unendlich schwierige, Körper und Seelenkraft
bedingende Aufgaben übertragen, daß alles,
was sonst das Leben des Einzelnen ausmacht,
was ihn sich glücklich oder unglücklich fühlen
ließ, weit in den Hintergrund tritt.

Das Heimweh aber verläßt unsere Feld-
grauen nicht und läßt sie inmitten fremder
Länder und von den Verwüstungen des
Krieges umgeben, mit heißem, inbrünstigem
Verlangen der lieben Heimat gedenken. Ist
ihre Geburtsstätte auch ein noch so unschein-
bares Fleckchen Erde, und liegt es meilenweit
entfernt von dem betäubenden Lärm der
großen Stadt, deren Vergnügungen doch
schließlich unbefriedigt lassen und sich mit den
stillen, reinen Freuden des Landlebens nicht
messen können, so ist sie doch der Ort, wohin
ihres Herzens liebste Gedanken ziehen, und
dahin sie sofort zurückkehren gedenken, wenn
sie jetzt mit dem Leben davonkommen.

Sie alle wünschen nichts mehr als die
Heimat, die liebe Heimat nochmals bewohnen
zu dürfen. Sind sie in ihr wieder, dann sind
sie geborgen. Vorher aber muß dieser Krieg
ruhm- und siegreich zu Ende gebracht werden,
denn sonst kann sich weder der Städter noch
der Landmann seines Besizes freuen. Der
Krieg ist ein guter Lehrmeister. Mögen seine
Lehren nachhaltig wirken!

Hauswirtschaft.

**Höllensteinflecke aus der Wäsche zu ent-
fernen.** Zum Entfernen solcher Flecke gibt es
zwei Mittel, doch sind zufälligerweise beide
starke Gifte und nur gegen Giftschein in den
Apotheken erhältlich; es sind Cyanalkalium und
Natriumchlorid. Letztere, leichtere mit einem
Zusatz von Salmiak. Man betupft mit einem
dieser Mittel die Flecke mehrere Male in
kurzen Pausen und kann, besonders bei An-
wendung des letzteren Mittels, selbst ganz alte
Flecke allmählich verblasen und ganz ver-
schwinden sehen. Dann wäscht man den Stoff
gut mit reinem Wasser aus und plättet ihn mit
einem heißen Plättchen.

**Das Waschen wollener Jacken, Kleidungs-
stücke usw., welche direkt auf der Haut ge-
tragen werden, bewerkstelligt man am besten
und sichersten, wenn man die getragenen
Kleidungsstücke in mäßig starke kohlensaure
Lösung legt, hierauf ohne Zusatz von
heißem Wasser und etwas Ammoniak aus-
wäscht und endlich mit lauwarmem Wasser
abspült. Sodaföhlung dagegen würde wollene
weiße Waren gelb und hart machen.**

Durchnähten Samt wieder herzustellen.
Man reibt die verdorbene Fläche mittels eines
wollenen, mit 90 prozentigem Spiritus ge-
tränkten Lappchens und hält sie darauf
schleunigst über ein Gefäß mit kochendem
Wasser, etwa 3—5 Minuten, den Samt nach
unten. Der starke, d. h. wasserarme Spiritus
saugt mit Behemeng Wasser an und bringt so
die Spannung aus den einzelnen Fäden des
Samts. Man büßtelt dann auf wollener Unter-
lage mit feiner feiser Bürste den Samt auf,
läßt ihn vollends trocken und überbüßtelt ihn
zuletzt mit reinem Mandelöl. Es ist gut, dabei
nur stellenweise vorzugehen und den Samt
nicht zu naß werden zu lassen. Sollte ein Ge-
folg nicht gleich vollständig erzielt werden, so
wiederholt man die Manipulation mit dem
Spiritus so lange, bis sie gelungen ist, und die
dann den Samt mit einem Male.

Bronzierung von Korbbwaren. Um Flecht-
waren aller Art zu bronzen, kann man die-
selben entweder erst mit einem Farbenanstrich
versehen oder direkt auf das Geflecht die Bronze
aufstauben. Als Farbenanstrich dient gelbe
oder graue Olfarbe; dieselbe läßt man gut
trocknen und ladiert dann mit einem nicht all-
zuschnell trocknenden fetten Kopallad. Wünscht
man die Bronzierung ohne vorherige Grün-
dierung, so ladiert man den Gegenstand ziem-
lich fett nur mit Kopallad. In beiden Fällen
läßt man den Kopallad, welcher das Anhaften
der Bronze vermittelt, so weit trocknen, daß
er gerade noch klebt, und staubt dann das
Bronzepulver mittels eines weichen Pinsels
oder eines Baumwollenbausches auf. Das
Hauptaugenmerk ist darauf zu richten, daß der
Lad den genügenden Grad der Trockenheit
erlangt hat; ist er nicht genügend getrocknet,
so saugt er viel von der Bronze auf und diese
selbst verliert an Feuer; ist der Lad im Trocknen
schon zu viel vorgeschritten, so bleibt zu wenig
Bronze haften und die Bronzierung erscheint
fledig. Um Verluste zu vermeiden, legt man
beim Bronzieren unter die Arbeit Papier,
auf welches die Bronze fällt und wieder ge-
sammelt werden kann. Nach dem vollstän-
digen Erhitzen des Ladanstreiches staubt man
mit einem reinen trockenen Pinsel die noch
ohne Halt aufliegende Bronze ab. Vielfach
verfähren Korbbflechter so, daß sie das Bronze-
pulver mit dem Lade mischen und dann die
Masse wie eine Anstrichfarbe auftragen; dies
ist ein entschieden unrichtiges Verfahren, weil
einerseits sehr viel Bronze verbraucht wird
und andererseits der Metallglanz fast ganz ver-
loren geht, so daß die Gegenstände ein un-
schönes Ansehen erhalten.

**Eierfuchenspfannen von schwarzem Eisen-
blech reinigt man nach dem Baden am ein-
fachsten und besten dadurch, daß man die
Pfanne aufs Feuer setzt und sie nach dem Er-
hitzen mit heißem Salz blank reibt; dadurch
wird auch das Anbrennen der Pfannfuchen
in der Mitte verhindert.**

Petroleumflecken. Man entfernt die-
selben aus farbigen Stoffen am besten mit
Töpferton, der zu einem dicken Brei mit
Wasser aufgelöst und auf die Flecken auf-
gelegt wird. Nachdem die Masse getrocknet
ist, büßtelt man sie sauber aus.

Gesundheitspflege.

Entzündete Finger. Sehr häufig kommt es
vor, daß Hausfrauen, Köchinnen und Dienst-
mädchen, welche mit rohem Fleisch, Spaltwasser
u. dgl. hantieren, an sogenannten bösen Fingern
leiden; es wird dies meist auf „schlechte Säfte“
geschoben, oder ein Splitter, Dorn usw. dafür
verantwortlich gemacht und viel Quacksalberei
damit getrieben. Seitdem man sich eingehender
mit Mikroskopie beschäftigt, hat man jedoch
erkannt, daß an diesen böartigen Eiterungen
in der Regel das Eindringen kleiner Lebewesen
(Mikroorganismen oder Mikroben; Bazillen
usw.) in vorhandene kleine Wunden schuld
sind. Das beste Schutzmittel gegen ent-
zündete Finger sind daher Reinlichkeit und
Vorsicht, man bewahre die Hände tunlichst vor
Verletzungen; treten solche dennoch ein, so
wasche man sie gehörig mit Seife sauber und
gieße zweiprozentiges Karbolwasser in das
Waschwasser.

Gegen Wanzen will ein Leser folgendes
Mittel mit gutem Erfolg angewandt haben:
Man mische 1 Teil Vitriol in Wasser aufgelöst,
1 Teil gutes Scheidewasser und 1 Teil frische
Schwefelgalle gehörig durcheinander und be-
streichende mittels einer Feder die Fugen und
Ritzen, wo die Wanzen sich aufhalten, die
binnen kurzem dadurch getötet werden.

Das ist ein schlechter Weibgesell,
Der kein Erbatmen kennt,
Und was er nur erreichen kann,
Im Feuer niederbrennt;

Wald Feld.

Doch zehnmal schlechter fürs Weib
Gewiß noch jener ist,
Der, was er nicht erreichen kann,
Verloren zu Folge schießt.

Ein Wort für die Sauen.

Nur noch in wenigen deutschen Waldrevieren führt eine auf der jagdlichen Achtungsliste obenan stehende urige Wildgattung ein unsicheres und flüchtiges Dasein. Die Hitter in Wehr und Waffen, die wehrhaften Sauen, sind in der freien Wildbahn längst für vogelfrei erklärt. Kein Mittel ist zu verwerflich, um bei der Verfolgung des ritterlichen Schwarzwildes nicht Anwendung zu finden. Blicke es wenigstens bei Pulver und Blei! Aber auch mit Fanggruben, mit Eisen und, Diana verhandle dein Haupt, sogar vereinzelt mit Gift, werden die Versehrten gefangen und gemeuchelt. Die armen Schnapphähne sind halt in Acht und Aberacht und es finden sich Häsher genug, die den schneidenden Kammton, der als Preis für die Unschädlichmachung einer Sau winkt, unter allen Umständen verdienen wollen. Von den maßgebenden Faktoren wurde im Interesse der Forst- und Landwirtschaft zwar der Krieg bis aufs Messer proklamiert, in keiner Weise wurde jedoch die Frage in Erwägung gezogen, unter welchen Voraussetzungen einem lebenden Naturdenkmal, wie dem wehrhaften Schwarzwild, in bescheidener Anzahl Freikast im deutschen Walde belassen werden könnte. Im Walde dürften sich Nutzen und Schaden der Sauen so ziemlich ausgleichen. Denn das massenhafte Ausjucken forschädlicher Insektenlarven bedt reichlich wieder das bißchen Schaden, den die Sauen durch Brechen in jungen Kulturen anrichten. Anders steht es mit dem Feldschaden, der allerdings unter Umständen ein beträchtlicher werden kann, wenn von den Bewässigten keine entsprechenden Abwehrmaßnahmen getroffen werden. Als erste möchte ich die Herstellung eines einfachen und billigen Drahtzaunes an der gefährdeten Waldgrenze empfehlen. Ein derartiges Hindernis hält die Schwarzkittel sicher vom Austreten in die Felder ab. Aber es gibt noch ein viel einfacheres Mittel, um die Sauen von Forst- und Feldschaden abzuhalten. Man biete ihnen in dem Reviere, in dem man sie als Standwild zu erhalten wünscht, entsprechende Daseinsbedingungen. Ein derartiges Revier muß schon eine gewisse natürliche Eignung haben; so dürfen reiche Eichen- und Buchenbestände wegen der von ihnen abfallenden Mast nicht fehlen. Nadelblättern sind unerläßlich, Euhlen sehr erwünscht. Aber trotzdem muß der Revierinhaber, der vor Wildschadenforderungen und -klagen möglichst seine Ruhe haben will, noch ein übriges tun und für die Sauen Schüttplätze und Wildäcker in Walde- mitten herrichten. Die Sauen sind keine Kostverächter; es braucht gerade kein erstklassiger Pferdezaunmisp, obwohl dieser natürlich hochwillkommen ist, geschüttet zu werden; minder-

wertige Cerealien und Körnerfrüchte tun es auch. So sind namentlich Bohnen, Erbsen, Linzen, Widen und Hafer willkommen. Sehr erpicht sind ferner die Sauen auf Eicheln und Bucheln. Wer Geld sparen will, verfüttere Biertreber und mindernwertiges Obst, Kartoffeln und Topinamburknollen. Die gefräßige Sau verschmäht nichts. Um der Gefplogeneheit des Brechens nach Tunlichkeit Rechnung zu tragen, lege man kleinere oder größere Wildäcker an, die mit Kartoffeln und Topinambur zu bestellen wären. Auch reisender Hafer und reisende Lupinen werden gern angenommen. Wenn man dergestalt für die Lebensbedürfnisse der Sauen sorgt, braucht man sie nicht förmlich auszurotten, sondern kann sich wohl, je nach Neigung, Meinung und Mitteln einen ansehnlichen oder bescheidenen Stand im Revier erhalten. Ich hielt den Vorschlag für eine systematische Hege der Sau gerade zur jetzigen Zeit für sehr angebracht. Die Bächen gehen hochbeschlagen und frischen in der nächsten Zeit, wenn sie nicht unweidmännischer Verfolgung zum Opfer fallen. Man lasse den Erhalterinnen und Vermehrerrinnen des Schwarzwildstandes weitgehendste Schonung angedeihen und erfülle dadurch ein ungeschriebenes Geheiß altdeutscher Weidgerechtigkeit. Noch ist es Zeit, die Sauen sich und den Epigonen zu erhalten. Möge meine Anregung viele Freunde finden. Natürlich gilt das über die Fütterung Gesagte nur für die Friedens- und nicht für die jetzige Kriegszeit.

Ist der Igel derart jagdlich, daß sich seine Verfolgung rechtfertigt? Zu der vielfach aufgeworfenen und umstrittenen Frage möchte ich, gestützt auf mehr als zehnjährige Beobachtungen, Stellung nehmen, um so mehr, da zu der jetzt beginnenden Brut- und Seizeit ein Hinweis auf den Igel nicht ganz von der Hand zu weisen sein dürfte. Da durch seine Gestalt seine Verfolgungsfähigkeit bedeutend gehindert wird, kann natürlich auch nur von einer bedingten Jagdlichkeitsbede Rede sein. Diese wird sich daher auch nur auf zufällig gefundene Gelege und nicht fortbewegungsfähiges Jungwild erstrecken. Dieses aber fällt dem Igel dann unbedingt zur Beute, wie ich mich des öfteren überzeugen konnte. Gefressen wird alles, vom Junghasen herab bis zur noch nicht flüggen Lerchenbrut, denn ein Kostverächter ist der Igel keineswegs. Daß ihm dabei auch in beschränktem Maße seine Nase zu statten kommt, davon folgendes Beispiel. Eines Abends zu Anfang Juni stand ich an einem Aalechlage und beobachtete einen Igel, der erst längere Zeit an einem Gebüsch herumstocherte, dann aber und ziemlich schnell einen Grabenrand entlang lief und schließlich in gerader Linie abbog, und zwar

direkt mit hoher Nase auf ein Verchen zu. Durch das ängstliche Geflatter der aufmerksam gemacht, verschreckte der Igel, doch hatte derselbe bereits das a Eiern bestehende Gelege zerstört. Ein massenhaftes Austreten von Igel kommt, und zwar in erster Linie in Revieren, sowie in Feldrevieren, in Remisen und Gebüsch zahlreich vor sind, die eine intensive Hege von Feldgeflattern, dürfte derselbe nicht zu bulde und ist in solchen Revieren seine Ver voll und ganz berechtigt, um so mehr, von Jahr zu Jahr steigenden Jagd eine immer intensivere Pflege unserer reviere bedingen und gerade all das oft nur aus Unkenntnis seiner Leben geschonte Raubzeug, zu welchem der Igel zählt, durch seine Vielseitigkeit nicht in Rechnung gestellten Schaden ver

Der deutsche Vorstehhund. Wen auch nicht so verbohrt sein wollen, als Engländer, welche den Tadel ab wollen, weil er deutscher Zucht ist, schon es keinen anderen Erdhund gl ihn voll erjagt, so darf der Krieg uns a Gebiete der Jagdhunde doch das eige besser achten lernen. Das beste aber allem unser deutscher Vorstehhund, de als Gebrauchshund ersten Ranges be kann. Bei guter Abstammung und gut d zeigt er gute Nase, sucht flüchtig und aus steht fest vor, apportiert gern und s steht auf dem Anstand regungslos nebe Jäger. Dabei ist er viel härter als d geführten, überzüchteten Rassen und f nicht so leicht der Staupe zum Opfer a

Kampfwischen Hühnerhacht und zer Krähe. Es ist ja von beiden bekann sie sich grimmig befehlen und demgem Kampfe miteinander führen. Bei An von einer größeren Anzahl dieser sch Gefellen erkennt der Hacht ihre Ab heit an und sucht gewöhnlich sein schleunigster Flucht. Diesmal war e offensichtlich sich seiner größeren Stä wußte, denn die Krähe war allein; f ging er zum Angriff über und wenn die nicht Schutz auf der Erde gesucht und g hätte, wäre von vornherein keine Aus glückliche Beendigung des Streites vorhanden gewesen. Dieser Kampf faßt eine Viertelstunde lang; jeder der beobachtete genau alle Bewegungen Gegners, der eine in Abwehrstellung, bere jeden Augenblick zum Angriff. Endlich machte die Krähe einen Durch versuch, wurde dabei aber von dem geschlagen, und bei dem Versuch, mit ihr zu streichen, konnte ich, der ich mich weile ziemlich nahe herangebeugt ha Schrote aus meiner Büchse flinte an

